

ristic“ rechnen. — Ueber die Grundbedeutung des Dativs kann man doch kaum handeln (493), ohne festzustellen, dass er aus verschiedenen Kasus zusammengefloßen ist; er bezeichnet nicht ursprünglich, dass „a person or thing is affected in an inner sens“, sondern er ist ursprünglich reiner Personenkasus. S. 500 durfte gesagt werden, dass *Einverleibung dem britischen Museum, Gehorsam unter das Gesetz* ganz schlechtes Deutsch ist. Aber Curme meidet von seinem wissenschaftlichen Standpunkt solche Urteile, was freilich zu dem practical study nicht recht stimmen will. Der possessive Dativ (*meinem Vater sein Haus*) und die Weiterbildung zu *meines Vaters sein Haus* sind nicht erwähnt, obwohl sie gelegentlich in die Literatur hineinreichen. — Bei der Komparation fällt mir auf, dass C. *karg* und *knapp* zu den Komparativen rechnet, die den Umlaut annehmen (142); von *sturm*, das er ebenfalls dazu zählt, habe ich nie einen Komp. oder Superl. kennen gelernt.

Giessen.

O. Behaghel.

Adam Kleczkowski, Neuentdeckte altsächsische Psalmenfragmente aus der Karolingerzeit. Prace komisji językowej polskiej akademji umiajętaoset Nr. 12. Krakau 1923. 65 S. 8°.

In einem in seinem Besitz befindlichen Druck aus dem Jahre 1472 hat der Lubliner Seminarprofessor Dr. L. Zalawski 1917 zwei Doppelblätter mit altsächsischem Text entdeckt, den dann Kleczowski sorgfältig herausgegeben und eingehend besprochen hat. Der Text bietet Bruchstücke einer zwischen die Zeilen des lateinischen Textes übergeschriebenen Psalmenübersetzung, Teile der Psalmen 28, 29, 32, 33, 110, 111, 114, 115. Text und Schrift entstammen dem 9. Jahrh. Als eine Eigentümlichkeit der Uebersetzung hebe ich die Verwendung von *güwiso* für lat. *autem* hervor, die wir aus den ahd. Uebersetzern kennen, die aber nirgends aus den Höhen der Klerikerweisheit weiter herabgesunken ist; nicht einmal Otfried kennt sie.

Leider hat der Herausgeber die Eigenheiten der Sprache nicht systematisch zusammengefasst; sie erscheinen nur in den Erörterungen darüber, was von ihnen altsächsisch, ingwäonisch, angelsächsisch, fränkisch sei. Zu einem bestimmten Ergebnis haben diese nicht geführt. Die Sprache ist in der Tat merkwürdig genug. Ich stelle folgendes fest. *k* ist in allen Stellungen unverschoben, abgesehen von *mihilihhi* 28, 4, wo jedoch die Lesung zweifelhaft ist. germ. *t* erscheint anlautend als *t*, in- und auslautend als *z*, nach langem wie nach kurzem Vokal; auch in der Geminat und nach Konsonant ist es verschoben (einmal *that*). *p* wird in- und auslautend viermal als *p*, zweimal als *f* (*ff*), einmal als *ph* geschrieben. In welchem alten Denkmal, in welcher heutigen Mundart gibt es etwas dem Entsprechendes?

Wrede macht mich aufmerksam auf die Mundart von Wermelskirchen, über die Hasenclever in einer Marburger Dissertation von 1904 gehandelt hat. Auch hier findet sich der eigenartige Gegensatz von Anlaut und Inlaut, aber doch wieder in anderer Weise. Der Anlaut hat *t* festgehalten; im Inlaut und Auslaut ist nach kurzem Vokal die Spirans eingetreten, während nach langem Vokal die Verschiebung unterblieb. Nebenbei bemerkt, eine harte Nuss für die Lautverschiebungstheoretiker.

Der Anlaut *hr* scheint dem Schreiber der Bruchstücke fremd gewesen zu sein; er gibt ihn durch *rh* wieder.

Seitdem ist auch ein zweiter Teil erschienen, der eine sorgfältige Laut- und Formenlehre enthält, sowie ein Wörterbuch. Kl. ist der Meinung, dass inlautendes und auslautendes *z* gegenüber anlautendem *t* hochdeutsch sei; „interessant ist diese relative Konstanz des *z* im Inlaut“.

Aber den Schreiber möchte ich kennen lernen, der im Anlaut niederdeutsch, im In- und Auslaut sich hochdeutsch betätigt. Das ist ebenso unmöglich wie seinerzeit die Meinung Weinholds, im Isidor sei der Vokalismus bayerisch, der Konsonantismus fränkisch. Zweifellos gibt die Bezeichnung des *t*-Lautes lebendige Sprache wieder. — Dass der Nasalausfall nur im einsilbigen *uns* erfolgt und von da analogisch in die zweisilbigen Formen eingedrungen sei, ist entschieden abzulehnen (vgl. *odar!*), ebenso wie die Annahme, dass *th* im Auslaut stimmhaft geworden sei. — Ein got. *skuggwon* gibt es nicht.

Giessen.

O. Behaghel.

Albert Schreiber, Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1922. IX, 233 S. 8°. (= Deutsche Forschungen, herausgegeben von Friedr. Panzer und Jul. Petersen, Heft 7.)

Schreibers lange erwartetes Buch hat sogleich bei seinem Erscheinen grosses Interesse, ja Aufsehen erregt. Und in der Tat bringt es eine Fülle von neuen Ansichten, von Problemen und Hypothesen. Keiner unserer mhd. Epiker tritt so offenerherzig mit seiner eigenen Person vor den Hörer, den Leser, wie Wolfram, aber seine Anspielungen enthalten um so mehr Rätsel, und mehr als bei jedem anderen wird die Wissbegierde gereizt. Der Verf. hat den Schleier, der so viel Geheimnisse verbirgt, an manchen Stellen gelüftet, viele Rätsel zu lösen versucht — und neue aufgegeben.

Es ist eine seltene Erscheinung — und wir denken unwillkürlich an San-Marte —, dass ein Nicht-Fachmann sich eine so eingehende Kenntnis unseres schwerst verständlichen mhd. Dichters erworben hat. Gerade als Historiker, als Archivgelehrter, besitzt er ein Wissen und eine Methode, die die philologische Behandlungsweise glücklich ergänzt. Und dazu kommt noch eine andere Eigenschaft, die Verwachsenheit mit der Gegend, in der Wolfram selbst eine Zeitlang gelebt hat. So mochten Beruf und örtliche Umgebung ihm die Grundlage zur Einfühlung in Wolframs Verhältnisse geben haben, die ihm gestatteten, ein Lebensbild von dem grossen Dichter zu gestalten, wie es schärfer umrissen wohl noch keinem Wolframforscher vorgeschwebt hat. Aber die rätselhafte Persönlichkeit des mittelalterlichen Dichters hat sich auch ihm nur in einzelnen Fällen geoffenbart, und auch er hat uns nur seinen Wolfram geben können. Denn, um kurz zusammenzufassen: die Erkenntnismittel für Wolframs Leben, die wir aus seinen Werken auslösen können, sind zu unsicher, die sicher beglaubigten Tatsachen so spärlich, dass wir immer nur Splitter in den Händen haben. Aber der Verf. ist doch viel tiefer in das Labyrinth eingedrungen als je einer vor ihm. Und schon damit, dass wir die Empfindung haben, es kann so gewesen sein, ist viel erreicht, so viel, dass wir uns Wolframs Leben und Umgebung eindrucksvoller vorstellen können.

So gewinnen unter der Hand des Historikers die zerstreuten Anspielungen auf Oertlichkeiten Frankens, Baierns, Schwabens inneren Zusammenhang, aus ihnen erschliesst er den Leser- und Hörerkreis, für den Wolframs Dichtungen berechnet sind. Er nennt die Adelsgeschlechter mit Namen und Bedeutung, so dass wir uns nun ein bestimmtes geschichtliches Bild von der höfischen Gesellschaft Wolframs machen können (S. 1—19). Dann führt er uns an die Höfe von Wolframs speziellen Gönnern, und nun lernen wir die Geschichte der Grafen von Wertheim, Boppos I und II kennen (S. 20—35) und werden wohl kaum mehr zweifeln, dass das viel besprochene Wildenberg (vgl. Schröder, Anz. 24, 317f.) wirklich die heutige Wilden-